Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 6 (1911-1912)
Heft: 2

Artikel: Die Genfer Malerei
Autor: Widmer, Johannes
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751206

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wie der Säugling die Muttermilch. Und Summa summarum ist darum der Südländer auch der größere Lebenskünstler, weil in diesen Eigenschaften alle derartige Befähigungen zusammenschließen.

Im übrigen ist wohl zuzugestehen, daß die Selbstkunst insofern niemals an die wirkliche Kunst hinanreicht, als sich ihre Tröstungen nicht erstrecken auf ganz trübe Zeiten, in welchen unser Sinn für die Wahrnehmung des Schönen so wenig geöffnet ist. Eine schöne Natur macht den Traurigen häufig noch trauriger; aber kommt die Kunst von außen an uns heran, so kann sie uns über manches hinwegtäuschen und nicht bloß täuschen, uns daran erinnern, daß die Welt reicher und schöner ist, als sie uns in der durch unsere Stimmung verkürzten Perspektive unserer zunächstliegenden Erlebnisse erscheint.

Die Genfer Malerei

Studien von Dr. **Johannes Widmer**

Alfred Rehfous

Das Museum zu Lausanne ist ebenso reich als ungeordnet. So hangen an einer Seitenwand die kunterbuntesten Dinge durcheinander, an derselben, von der mir als zunächst einziges Juwel, smaragdgrün und mit goldrotem Geleucht, ein Estoppey herunterschimmerte. Dazu imponiert es noch durch die Macht seiner prachtvollen Linie. Nichtsdestoweniger komme ich je und je zu einem Gemälde zurück, das in seiner Blaßheit auf den ersten Blick diese Bezeichnung kaum zu verdienen scheint. Es ist auch eine Landschaft, auch Gebirg und See. Aber die Helligkeit des Tages waltet darauf. Sie blendet keineswegs und vergoldet nicht ein Atom dieser Natur. Sie ist schlechtweg ruhiges, weißes, die Dinge klarstellendes Licht. Ein bestimmter Reiz kann nicht von ihm ausgehen. Das Bild ist dreigeteilt. Im Vordergrund ist das Ufer des Murtensees irgendwo am Fuß des Stadthügels, dann folgt der glatte See, drüben das Hügelland des Vully und darüber ein kalt blaugrauer Himmel. Den Fugen der Bildteile haftet wiederum nichts Spannendes an, sie geben schlechterdings die Wirklichkeit wieder. Also lassen uns

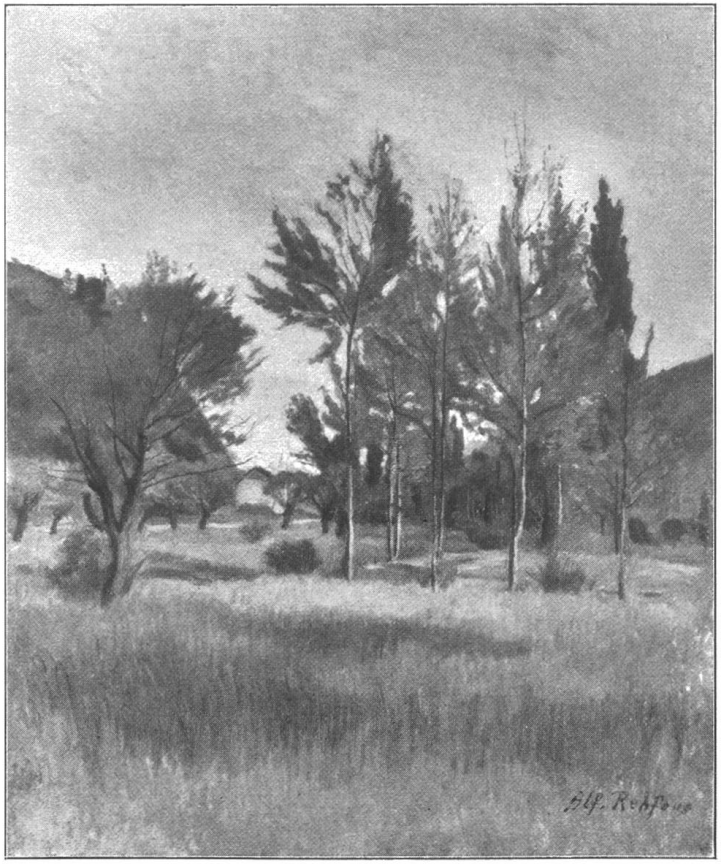
zwei Mächte der Bildwirkung, Farbe und Linie, scheinbar ganz im Stich, und es erhebt sich die Frage, ob solcher Sachlichkeit überhaupt irgend welche Anziehungskraft eignen könne. Trotzdem fühle ich mich immer wieder ungewöhnlich stark gefesselt und denke, der Grund meiner Zuneigung werde mir schon allmählich klar werden.

Estoppeys Werk habe ich mir zuhanden meines Gedächtnisses als golden strahlenden Smaragd zurechtgelegt. Vielleicht hilft mir wie so oft der schöpferische Gedankenvater Gegensatz zu einer Formel für meinen Rehfous zu Lausanne. Welchem Edelstein vergleiche ich ihn? Richtig, ein bleicher, aber unnennbar festgepreßter, klarer, beruhigender Achat ist er! Und aus dem Symbol wird sich uns nach und nach, wenn noch mehrere Zeugnisse von des Künstlers Wesen hinzukommen, seine Eigenart mit einem hohen Grad von Sicherheit ergeben.

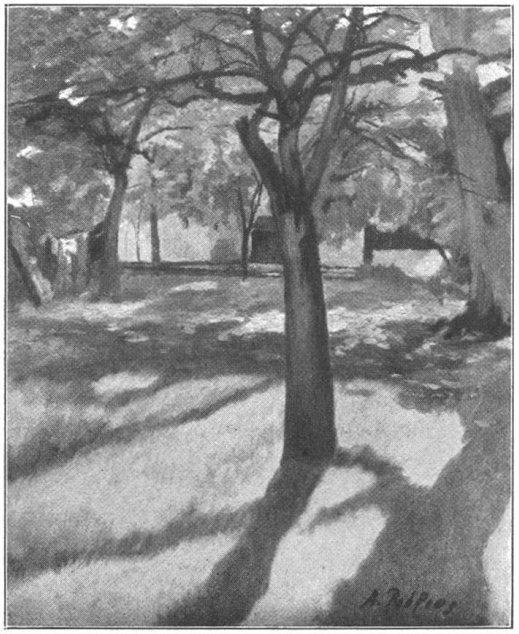
* * *

So klar und würdig, so männlich das Lausanner Gemälde den Künstler, der Rehfous ist, erscheinen ließe, es würde einen viel zu engen Begriff von ihm vermitteln. Es würde aussagen, daß er, wie Estoppey ein Schüler Menns, den Antrieb dieses Lehrers hauptsächlich im Sinn einer etwas schulmäßigen Straffheit der Bildanlage, Bändigung der Farbigkeit und Unterdrückung jeder nicht durch den vorliegenden Bildzweck begründeten Phantastik auf sich habe wirken lassen. Dem ist nicht so. Im Zürcher Kunsthaus sah man neulich, während der Rheinbundausstellung, eine derart strahlende, frische und frohe Landschaft von Rehfous, daß mancher, der ihn bisher nur oberflächlich kannte, seinen Augen nimmer trauen wollte. Wir bilden sie hier ab. Aus dem Verschluß der Schneeberge ist ein wasserreicher Bach in sumpfiges Vorderland entlassen, der in schönem, der Tiefe zu stark verkürztem Mäander unmerklich einherströmt. Wenn auf dem zuerst beschriebenen Gemälde eine Reihe blasser Töne nebeneinander lagen und eine schmale Skala bildeten, so hat es mit diesem zweiten nur die vornehm gewahrte Einheit des Farbigen gemein, die ein besonderer Ruhmestitel unseres Malers ist. Im übrigen ist es ein sprühendes, aus der Spanne Weiß, Hellgrau, Grün entwickeltes Konzert. Und seine starken Klänge gewinnen noch durch die unbeschreibliche Mannigfaltigkeit und Abgewogenheit in der Mannigfaltigkeit, womit sie angeschlagen werden. Wollig weich im Ufergras, mit entschiedenem Strich durchs

Alfred Rehfous — Landschaft im Wallis



Alfred Rehfous Landschaft



Alfred Rehfous Baumgarten

Wasser, mit breitem saftigem Ansatz für die Felslehnen, wo ein ganz besonderes Spiel zwischen Licht- und Schattenflächen anhebt. Allenthalben, wo es not tut, blitzt ein Licht auf, vorn in der drohenden Monotonie des Grases ein gelbes Lehmgestreif, im Mittelgrund der schlanke Stamm einer Birke, während der stille Himmel von den irgendwoher beschienenen Fernern belebt wird. Im tiefsten Grunde bleibt dabei die Zuverlässigkeit des Bildgerüstes die nämliche.

* * *

Es ist eine eigentümliche Erbschaft, die alle Schüler Menns angetreten haben: eine gewisse Ferne vom Beschauer. Estoppey ist mit fliegenden Fahnen zum Impressionismus übergegangen, Hodler hat sich zum Wandgemälde großen Stils emporgerafft, Trachsel erglüht in Traum und Leidenschaft: so verschiedene Bahnen sie eingeschlagen haben, „eine Würde, eine Höhe, entfernt die Vertraulichkeit". So steht es auch um Rehfous.

Des zum Beweis wenden wir uns einer Landschaft zu, die wir auch wiedergeben. Eigentlich ist es kaum eine Landschaft dem engen Wortsinn nach, nur ein Blick durch einen Baumgarten auf ein Bauerngehöft. Aber der mächtige Stamm im Vordergrund, das stramme Spiel der Schatten auf der besonnten Au, das starke Licht auf Holz- und Ziegelwänden in der Bildtiefe, wobei doch alles gegenständlich erkennbar bleibt, obschon kaum eine harte Linie zu finden wäre: diese unleugbaren Tatsachen bannen jegliche Vergleichung mit dem Tun und Treiben der bloßen Eindrucksmaler und jedes idyllische Geplauder gleich weit ab. Die schönen Wölbungen im Bilde haben etwas Tempelhaftes.

Aber jene Ferne vom Beschauer, die wir an allen wahren Fortsetzern Menns wiederfinden, ist nicht als Kälte und Hochmut aufzufassen, als Erstarrung im Architektonischen, wie es auch schon geschehen ist, namentlich einem Hodler gegenüber, aber auch vor gewissen Trachsel und Rehfous. Sie ist lediglich die zur Überzeugung und Übung gewordene Lehre des Altmeisters, der Künstler müsse sich im Schaffen ganz allein gehören, dürfe, wenn die Stunde geschlagen, keinem Vorbild mehr nacheifern, keinem guten Freund mehr was zuliebe tun. Menns Werk kriegte über diesem Verfahren etwas Beengtes, Gepreßtes, Miniaturartiges, weil er sich zu sehr geprüft und umgeschaut, und sein Eigenstes in einen gar zu engen Kanal geleitet hatte.

Doch seine geistigen Söhne lebten und dachten unbeschwert von der Not eines unentrinnbaren Systems, zogen nur den für ihr ganzes Leben und Werk entscheidenden, auszeichnenden Vorteil davon, und bergen unter der Strenge der Erscheinung die schönste Hingebung an das Geschaute.

* * *

In manchem Betracht steht Rehfous wohl dem alten, innerlich bis zum Tod so jungen, forschenden, strebenden Menn am nächsten. Dem Menn, der uns Daubigny bedeutet. Aber die Abbiegungen sowohl von Menn als von Daubigny sind so bedeutend, und seine Verwachsenheit mit dem Wallis und dem Genfersee so innig und ursprünglich, daß er einen unabhängigen Malertypus darstellt. Von Menn trennt ihn eine gewaltigere und freiere Anlage und Ausgestaltung seiner Werke. Die Natur spricht mit ungezwungener Sprache zu ihm, sie hat mehr sprossende, umwölkte, ausgreifende Gegenwart. Sie hat ein Antlitz, das von selbst merkwürdige Falten zieht, unvergeßliche Profile zeigt, ihr Inneres wechselvoll offenbart, und durchaus nicht erst wie das eines Schauspielers, in einem Spiegel studiert werden muß. Einem Daubigny gegenüber hat Rehfous, bei engerer Beschränkung der Gegenstände, eine stärkere, gewissermaßen würdigere Einheit des Tones, eine gründlichere Durchbildung des Verhältnisses zwischen der Außenseite der Welt und ihrem Inhalt, und eine spannendere, wenn auch weit knappere Farbigkeit. In dieser letztern liegt überhaupt zum guten Teil seine Besonderheit begründet. Wenn ich mich frage, woran erkennst du nahezu unfehlbar einen Rehfous heraus, so ist es zu allermeist ein seltsamer Kampf, nein, weniger (und mehr als) ein roher Kampf, eine geheimnisvolle Spannung zwischen wogend gelben und brütend graugrünen Massen, die nur mühsam durch ein metallenes Wasser oder einen lastenden Himmel darniedergehalten wird. Das Drohende und zu gleicher Zeit Melancholische solcher Zeiten und Örter ist sein Element. Selten mehr als dann und da spüren wir das behutsame und umfassende Walten unentrinnbarer Mächte. Rehfous fühlt und verdichtet es so sehr, daß seine Gemälde, so sachlich sie stets bleiben, hie und da den Rahmen zu sprengen und Element zu werden scheinen. Hier denke ich vor allen Dingen an ein Bild im Genfer Kunsthaus, wo bis zum Wagnis kühne Töne miteinander streiten, das sich aber gerade deswegen nicht zur Abbildung eignet. Lassen

wir den heraufbeschwornen Sturm durch das friedevolle stille Tal nebenan, mit dem baumumzirkten flachen Wasser, abschwellen.

* * *

Der Maler Rehfous ist dunkler und mächtiger als es der Zeichner ist. Der ist vielmehr weich und mild, so sehr der Schnitt seines Gewandes je und je derselbe ist. Er dehnt den Bereich des Malers nach dem Idyll hin aus. Wie denn Rehfous so gut als Estoppey eine in Paris verlebte, neugierige und nervöse Zeit der Versuche und Entdeckungen gekannt hat. Vielleicht hat er in der Entscheidung mehr Auswahl gezeigt als sein alter Kamerad. Seine Darstellungen, insgesamt zumindest auf derselben Höhe, sind ein treueres Abbild seiner Umwelt, ein edles Antlitz des Vaterlandes. Kaum wird er noch durch eine Erweiterung des Stoffbereiches überraschen, aber immer tiefer und herzlicher — bei einer so gefesteten Persönlichkeit sind Schwabenstreiche wie die Thomas ausgeschlossen: also darf ich ruhig von wachsender Herzlichkeit sprechen — wird er sich in die Poesie intimer Form und Farbe versenken. Die Zeit wird kommen, wo seine erst wenigen bekannten Züge sich zu einem großen, schwere, bedächtige, versonnene Gebärden und zarte Anmut und Beobachtung verschmelzenden Charakterbilde einen, das in die Weite sichtbar wird.

Anmerkung: Von Barthélemy Menn, dessen Gedächtnis wie ein roter Faden durch diese ganze Studienfolge geht, entwirft uns eine Berner Doktorandin, Dr. Anna Lanicca, ein auf sorglicher Nachforschung und Betrachtung beruhendes Lebensbild. Es gereicht mir zur Genugtuung, daß es in den Hauptzügen durchaus mit meinem in den Alpen erschienenen Essay übereinstimmt. Selbstverständlich kann es sein Werden, seine Beziehungen zu Ingres, Delacroix, Corot und Rousseau, sein Lehren genau ausführen. Umgekehrt fehlt der Verfasserin noch eine genaue Kenntnis von Menns Nachfolge, so daß sich das Buch und die hier erscheinenden Schilderungen glücklich zu einem größern Menn mit Wurzel und Krone ergänzen.

Das empfehlenswerte Buch ist soeben, etwa 100 Seiten stark und mit 12 gut gewählten Tafeln ausgestattet, im Verlag Heitz zu Straßburg herausgekommen.